

Die TagesPost, 22.05.2015

Die Nacht der Barmherzigkeit

Abenteuer „Nightfever“: Gedanken zu einer neu-alten Form der Anbetung.

Von Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz



Foto: www.nightfever.org

„Wenn es Mitternacht ist, füllt sich der Raum mit Segen. Segen ist das Vermächtnis dieser Nacht.“

Seit dem Weltjugendtag in Köln 2005 gibt es „Nightfever“: die Anbetung vor dem ausgesetzten Allerheiligsten, mit Beginn abends um 18 Uhr mit einer kleinen Gruppe, die nach einer Messe vor die Kirchentüren geht und die Vorbeischlendernden einlädt einzutreten. Und dann beginnt ein Abenteuer, das erst um Mitternacht endet. In Österreich heißt es „Nacht der Barmherzigkeit“ – denn alles ist dort abzuladen: Unruhe, Sorgen, Schuld. Seit zehn Jahren öffnet sich diese Nacht, und mittlerweile springt sie über den Atlantik nach Kanada, in die USA. Was ist daran so barmherzig, und warum finden sich vor allem junge Leute ein?

Zwei der ganz großen Feste der Christenheit spielen sich im Dunkel ab: Weih-Nacht und Oster-Nacht. Nur das dritte Fest, Pfingsten, findet am hellen Tage statt: Nun wird alle Welt Zeuge des Neuen, das ungehindert einbricht. Lange zuvor hatte es ohne Zeugen begonnen, jetzt wirft der Heilige Geist Licht in diesen verborgenen Anfang, den Anfang des ganz Unerwarteten.

Die „Nacht der Barmherzigkeit“ nutzt die Stunden des anfänglichen Dunkels. Eintauchend in die Bergung einer Kirche, deren Wölbung sich im Dunkel verliert, beginnt der Gang in die Tiefe. Ein Teil der zufälligen Besucher geht erfahrungsgemäß nach kurzem, ein anderer Teil wird vorübergehend ahnen, dass es in „Unheimliches“ oder doch Ungewohntes führt, ein dritter Teil wird bleiben, länger als gedacht, und sich dem Ungewohnten überlassen.

Die Initiatoren selbst trauen dem Dunkel zu, von sich aus zu wirken und in sich hineinzuziehen. Sie haben sich diesem Wirken selbst überlassen, in der betenden Einübung zu Beginn des Abends, und gehen daher anschließend ohne Unruhe, ohne Gezwungenheit, ohne Drängen auf die Straße, um werbend zum Eintreten einzuladen. Es geht nicht um Spaß, sondern um Freude. Freude muss man nicht aufdrängen.

Der Name kommt im Lauf der Nacht, fremd und vertraut

Das Dunkel ist kein Neutrum. Es wartet. Vorne schimmert weißes Brot; ein kleines befriedendes Leuchten. Da das Auge sonst nichts unterscheiden kann, bleibt es erst unwillkürlich, dann auf die Länge darauf haften. Wer ist im Brot anwesend? Es ist noch nicht

wichtig, einen Namen zu sagen. Der Name wird im Lauf der Nacht kommen, fremd oder vertraut, aber bevor er genannt wird, hat er sich schon eingeschrieben, eingeleuchtet. Die Stille wird dicht. Sie wird warm. Er ist da – das ist sein Name. So hieß er schon in der ägyptischen Wüste, so heißt er in der heutigen europäischen Steppe, im stumpf gewordenen Gedächtnis der Generationen.

Weil er da ist, wird nicht viel geredet. Was muss man auch erklären, wenn er so klar die Mitte einnimmt? Nightfever verzichtet weitgehend auf Belehren, es vertraut auf das Schauen und (Wieder-)Erkennen. Worte werden gesungen oder mitgesummt, aber es sind Worte der Anbetung, des Lobes, der Freude, kaum der Erklärung. Sie wiederholen sich, sie kreisen um das Unerschöpfliche, das vorne leuchtet.

Worte werden auch vorgelesen, aber sie bleiben unzerstört durch Kommentar. Keiner führt, alle werden geführt. Das Tempo des Mitgehens ist nicht wichtig, auch Stehenbleiben ist möglich. Vielleicht beginnt auch etwas zu ziehen. Zwischen den Worten und Liedern ist Stille. Stille und Singen sind Ausdruck desselben: des Staunens über die Anwesenheit. Ein zögerndes Verlangen breitet sich aus: sich hingeben zu dürfen, nicht ins Leere, sondern an jemand, der ohne Ungeduld wartet. Ein anderer seiner Namen ist: „Du Atemholen“.

Jeder hat mit den eigenen, ungeweinten Tränen zu tun

Wer eintritt, kann ein Teelicht mitnehmen. Ohne das Dunkel zu stören, stehen kleine Lichter dort, wo jemand sie hinstellte, wie ein Flackern der eigenen Seele, je an dem gewählten Ort: ganz hinten, in einer Nische, wo es ganz finster ist, irgendwo. Ab und zu steht jemand auf, um sein Licht an einem anderen anzuzünden und sich seinen eigenen Ort zu wählen.

Es gibt keine verbotene Stelle, „wo man nicht hindarf“. Im Lauf der Nacht wachsen die Lichter, sie machen den Raum tiefer. Vorne, um das schimmernde weiße Brot, werden es mehr. Mancher holt später sein Licht aus der Ecke und bringt es nach vorne. Dabei beginnen auch Tränen zu fließen. Aber niemand will hinschauen, jeder hat mit den eigenen (ungeweinten) Tränen zu tun. Das Dunkel löst und verbirgt Trauer. Vorher wurde sie nicht gespürt; jetzt darf sie wehtun.

Ungeplant und ohne Vorbereitung beginnt der Schmerz. Die Nacht wird fiebrig. Im Seitenschiff knien junge Leute und wollen mit einem Priester sprechen. Haben sie gelernt, wie man das macht und was man da sagt? Haben sie gelernt, ihre Wunden bloßzulegen? Gleichviel: Sie sprechen leise, von sich, von ihrem Leid, von ihrer Gefangenschaft im Bösen. Priester sind bis Mitternacht eingespannt: um zu hören, zu lösen, die brennende Schuld zu löschen. Aus der Nacht des Fiebers entfaltet sich die Nacht der Barmherzigkeit.

Um das Brot wachsen die Lichter. Sofern es eine katholische Kindheit gab, war das Allerheiligste immer fern, oben, entzogen. Jetzt steht es frei, jeder darf nahekomen, sein Licht ganz dicht davor hinstellen, sogar sich davor hinlegen. Niemand klagt an, es gibt keine Schranke. Wie tief diese Nähe berührt – sie entwaffnet, ist so einfach. Aber doch ist es die Nähe des Heiligen, und auch die Ehrfurcht wächst. Heiligkeit füllt den Raum, aber nicht weil es Abstand gäbe, sondern weil die Nähe ergreifend ist.

Sehnsucht nach dem Raum, in dem das Heilige war

Wenn es Mitternacht ist, füllt sich der Raum mit Segen. Segen ist das Vermächtnis dieser Nacht, in der sich das Brot anschaulich, schweigend, anziehend zeigt. Es selbst wird weggetragen, aber

sein Segen bleibt. Der Segen wird mitgenommen, auch ein Wort aus dem Buch kann auf einem Zettel mitgenommen werden, als Nachhall des Erlebten. Am nächsten Morgen ist es vielleicht nur noch ein Streifen Papier, die Anwesenheit des Heiligen schimmert nur blass durch die starken Übermalungen des Alltags und wird dann vergessen.

Vielleicht aber auch umgekehrt: Die Sehnsucht nach dem Raum, in dem das Heilige wirklich war, lässt fragen, wann und wo der Raum wieder geöffnet wird. Und warum das Heilige in den anderen Räumen unseres Daseins nicht wirken kann. Aber besser, tiefer greift die Frage: Wann treffe ich Dich wieder? Kann ich Freund und Freundin mitnehmen? Kannst Du uns gemeinsam berühren? Oder auch: Eines Abends stehen die Türen wieder offen, und es braucht nicht mehr die Einladenden, sondern der Magnet zieht von selbst hinein.

Schon das Dunkel ist barmherzig

Aller Anfang ist geschützt vom Dunkel. Noch sieht man nicht das Kommende, aber es keimt, es wächst im stillen Raum des Unbeobachteten. Das Intime braucht keine Zuschauer. Wie tief wissen wir, nicht erst seit der Psychoanalyse, dass das helle Tun, der helle Wille, in einem unbewussten Dasein, in einem dunklen, uns entzogenen Willen wurzelt. Diese Wurzeln bloßlegen heißt, sie zerstören.

Bis in unsere Existenz hinein kommen wir aus dem Dunkel. Niemand weiß von seiner Zeugung, von den neun Monaten der geheimnisvollen Entstehung, von der Geburt und den ersten Jahren. Leben ist Gabe aus einem nächtlichen Ursprung. Wir alle sind „Nocturnen“. Und unser Leben geht am Ende wieder in Schlaf über, in das Schließen der Augen und den Eingang in ein – von dieser Seite aus gesehen – unbekanntes Dunkel.

Die zufälligen Besucher so „ungeschützt“ der göttlichen Wirklichkeit, ihrem „Übermaß an Barmherzigkeit“ zu stellen, bedarf der Kühnheit der leitenden Gruppe. Sie vertraut darauf, dass das Gesehene auf das Sehen zurückwirkt. Dass das, was sich dem Auge so einfach bietet, sich bis in das Herz selbst entfaltet. Mit Augustinus lautet Lebendigkeit, wenn man bis auf seinen Grund geht: *videntem videre* – den ansehen, der mich immer schon ansieht: „Dein Sehen ist Lebendigmachen. Dein Sehen bedeutet Wirken.“

Solches Sehen und unersättliches Zurückschauen ist anders wirksam und wirklich als der abstrakte Bezug auf eine neutrale Gerechtigkeit oder den Abgleich in einem anonymen Karma (das ortlos bleibt). Sehen und sich ansehen lassen ist größeres Glück als das Verschmelzen und damit Untergehen in einem gleichgültigen Eins und Alles, oder Eins und Nichts eines umfassenden „Urgrundes“. Vergebung ist gerade nicht Versinkenlassen in den unbeteiligten Urgrund. Sie ist aktive Wandlung, aber zum Eigenen. Sie bindet in eine beglückende Beziehung, die „auf ewig“ heißt.

Viele Menschen, vielleicht alle, tragen in sich eine Wüste, die im Lauf des Lebens wächst. Darin liegt die erste sinnbildliche Bedeutung von Dunkel: vertrocknetes Wünschen, gestorbene Hoffnungen, welke Liebe, „die einst wie Rosen roch“, Sandberge des Unbewältigten, das nie mehr abgetragen wird. Aber gerade weil es die Höhlen gibt, worin alte Schuld verrottet, weicht man der eigenen Wüste aus. Unvorstellbar, dass diese Wüste noch einmal zum Blühen kommen könnte. Dass die Höhlen vom Unrat geräumt sind, das Verlorene jung vor einem steht. Wagt es wirklich jemand, uns zu erlösen? Ist es unvorstellbar, zitternd vor Freude die eigene Wüste aufblühen zu sehen?

Furchtbar sind die Götter der alten Religionen

Das Dunkel ist der Raum, wo diese Wüste bemerkbar wird und sich der Umschwung vorbereiten kann, wo das Vordergründige zurücktritt, das Inwendige sich äußert. Dafür eignet sich die Nacht, in welcher die Ablenkungen verstummen. Zeitlos sind die Stunden der Anbetung.

Es gibt die bedrohliche Finsternis, worin die Alpträume aufstehen und das Gemüt aufjagen. Aber im guten und warmen Dunkel, in dessen Mitte die Barmherzigkeit wartet, muss sich die Einsicht in die eigenen Abgründe nicht zur Verzweiflung verkrümmen. Dann kann sich auch „in stürzende Tränen ausschütten all dein Leid“, das sonst beobachtet würde. Dann bleibt das Intime geschützt und wird nicht prostituiert. Daher sind in der „Nacht der Barmherzigkeit“ die Bekenntnisse des eigenen Versagens möglich – ob lautlos oder in das Ohr eines geduldig Zuhörenden gesprochen, ob mit der Absolution sakramental gelöst oder mit Segen und Trost begleitet. Im Dunkel lässt sich abladen und neu aufrichten.

Solche Barmherzigkeit ist nicht selbstverständlich, wenn man einen Blick auf nicht-biblische religiöse Welten wirft. „Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?“ So beginnt Thomas Mann seinen Roman über den ägyptischen Joseph, mit dem er in die Tiefe der alten Religionen bohrt. Und am Grunde des Brunnens findet sich Angst. Denn furchtbar sind die Götter der alten Religionen, schaudererregend. „Die Götter haben das letzte Wort. Sie heben dich in die Höhe, wenn du auf der dunklen Erde liegst, sie werfen dich auf den Rücken, hast du erst einmal Fuß gefasst“, weiß der Grieche Archilochos, 700 Jahre vor Christus.

Ja, es gibt die Angst vor den Göttern, vor ihrer undurchschaubaren Macht, ihrer dämonischen Zweideutigkeit: gut und böse, Leben und Tod werfen sie durcheinander, sie verstricken den Menschen in Schuld und strafen ihn dann ab. Der Angst antwortet das Opfer, um sie immer wieder mit kostbaren Gütern zu beschwichtigen, auch mit Menschenopfern – das ist die Grundgeste vieler Religionen.

Der Heilig-Gute enthält keine versteckte Bosheit

Aber Israel ist das Volk, das nicht ein blindes, sondern ein sehendes, erprobtes, durch Feuer und Wasser gegangenes Vertrauen gegen die Angst vollzogen hat. Im Rahmen anderer Religionen hat Israel einen „Quantensprung“ in der geistigen Entwicklung vollzogen. Denn es versteht die Macht des einen Allmächtigen als bestimmt durch Rechtheit und Barmherzigkeit. Die Wirklichkeit des Heilig-Guten und das Unwiderstehliche seines gerechten Gerichts enthält keine versteckte Bosheit mehr. Gott ist gut.

Allerdings: Auch Israel kennt Gott als furchtbar, und es erzieht seine Kinder zur Gottesfurcht, aber vor einem anderen Hintergrund. Zu fürchten ist nicht mehr das Unberechenbare und Willkürliche, sondern der furchtbare Schmerz der verletzten Liebe, der unbeugsamen Treue, die auf die Untreue des Volkes trifft. Er ist das Licht, das hier fordert, nicht die Bosheit, die verunsichert. Das Neue an Gott bedeutet nicht, dass er seine Stärke oder Unzugänglichkeit einbüßt. Seine Gutheit ist gerade nicht „zahnlos“. Sie wird durchaus bedrängend erfahren. Aber die Strenge der Forderung lässt sich als Anspruch der Liebe erkennen: Jede Liebe, auch Seine Liebe, will wiedergeliebt werden. Und so fürchtet sich Israel, Gott zu beleidigen – durch enge, ängstliche Abwehr.

Denn so sehr Er gegen uns anstürmt: „Die Tore der Hölle werden von innen zugehalten“ (C. S. Lewis). Misstrauisch, eigensinnig, frech, dumm – denn Bosheit ist dumm. Wie könnte man wagen, die Tore aufzumachen?

Nur das Licht bricht ein, auf seine leise Art zwingend

Über die unerschöpfliche Gestalt Jesu, wie sie durch die Augenzeugen umkreist wird, fällt das Wort: „Gott ist Licht und keine Finsternis ist in ihm.“ (1 Johannes 1,5) Damit ist alles Unsagbare zusammengefasst. Es gibt kein donnerndes Gericht, keinen rasenden Götterzorn. Nur das Licht bricht ein, auf seine leise Art zwingend. Es wird nicht gerichtet, es wird nur ans Licht geholt. Es wird nicht angeklagt, es wird gelöst: Leid, das sonst unterdrückt wird.

Dann lässt sich die eigene Scham vergessen und nach Hause gehen. Und vor niemandem, auch vor sich selbst nicht mehr, Angst haben. In diese Erfahrung des Vertrauen-Könnens will „Nachtfieber“ führen: dass der Heilige heilt, wirklich, lösend und in unausdenklicher Güte.

So ist die Osternacht zur Nacht uferloser Barmherzigkeit geworden. Und Pfingsten zeigt die Vollendung dieser Bewegung: Was am Anfang noch unsichtbar war, wird ans Tageslicht geholt. Was man in der Kammer flüsterte, wird nun von den Dächern gerufen. Die göttliche Liebe selbst ist damals, heute, „abgestiegen“ in unsere nächtlichen Gassen, um uns zu holen. Ja, rätselhafte Liebe. Die einzige Furcht, die bleibt, ist die Furcht, ihr wieder weh zu tun.

Dank an Nightfever, das so viele an dieses uferloses Erbarmen heranführt. „Herzklopfend heimgekehrt“ kann man diese Stunde nennen: in das lange Vergessene, an das Herz der Welt.